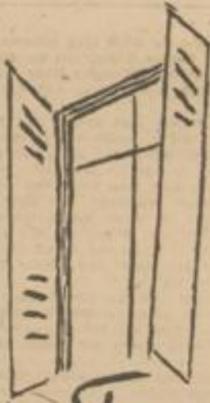


# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher neue Zeitung. 1947-1949 1947**

2 (26.9.1947) Das Fenster



# Das Fenster

BEILAGE: „SÜDDEUTSCHE ALLGEMEINE“ Nr. 2

Wir haben in der ersten Nummer der Beilage die mit unerbittlicher Härte geschriebene Erzählung „Spock“ unserer Mitarbeiterin Hildegard Pieritz veröffentlicht. Die ganz der Gegenwart zugewandte Arbeit, die eine scharfe und sparsame Schilderungskraft offenbart, hat viele unserer Leserinnen und Leser bewegt. Wir veröffentlichten daher eine neue Skizze der Schriftstellerin, die sie uns zu dem angekündigten Thema „Das Schicksalhafte im Leben der Frau“ sandte. Eine Arbeit, die auf's Neue die unerbittliche Wahrheitsliebe, die mitleidende und mitleidende Kraft der jungen Dichterin zeigt.

## Trümmerfrau

Von Hildegard Pieritz in Berlin

Wenn ich morgens zur Arbeit gehe, sind sie schon da. Sie sind immer da, bei Sonne und Wind und Regen; im Sommer, wenn die Hitze in den Steinen kocht und im Winter, wenn die Schutthalde starr vor Frost. Diese sind da oder andere. Sie werden erst fort sein, wenn die Trümmer verschwunden sind, um an anderer Stelle wieder aufzutauhen, dort, wo die Ruinenberge noch lagern. Trauriger Name und Doppelsinn. Es hat ihn keiner erfunden, eines Tages war er da und hing ihnen an: Trümmerfrauen!

Ströme von Menschen ziehen an ihnen vorüber, gleichgültig, mitleidig, schadenfroh, wer weiß, — während sie den ewigen Mürtel von den Ziegeln klopfen, die Steine aufnehmen und hinlegen oder sie in der Kette weiterreichen, Schutt in die Loren schaufeln, sich anstemmen gegen den beladenen Wagen, sie vorwärtsbewegen, und das Tag für Tag, Monat für Monat.

Eine Alte ist da mit Buckel und Tropfnase. Immer ist sie es, die man zuerst sieht. Nie steht sie müßig, ihr Körper bewegt sich da, wo die Arbeit am schwersten ist. Seit Tagen sehe ich, wie sie unentwegt Schutt schaufelt. Die schwere gebogene Eisenschaufel mit dem dicken Holzstiel handhabt sie wie ein Mann. Sie ist ausgezehrt, mager, es ist nicht zu begreifen, wie sie die schwere Arbeit schafft. Wenn sie sich aus der gebückten Stellung aufrichtet und die Schippe hebt, wenn sie den letzten Schwung gibt hoch in die Lore, fliegt ihr der Alteuteutropfen von der hakigen Nase. Ihr Gesicht sieht unbewegt aus, sie hält sich abseits, redet nicht, arbeitet. Als ich allen eine Brotscheibe anbot, schlug sie es aus — sie schlug ein Stück Brot aus, das man ihr freundlich und selbstverständlich anbot. Dabei sah ich ihre Augen. Sie schienen abgekehrt zu sein, so als könne kein Reiz des Lebens sie mehr beheiligen. Ja, beheiligen. Sie lebten, aber sie schienen blind zu stehen in einem zertrümmerten Leben. Während die anderen aßen, schaufelte sie. Es war eine Gruppe von fünf Frauen.

Man muß sie lassen, sagte die eine, sie ist nicht wahrscheinlich hat sie zuhause genug. Die Sprecherin schickte eine derbe Redensart hinterher und lachte rau wie ein Mann. Sie trug eine Schirmmütze vom Militär über dem geschneiten Haar, Männerjacke und Hose, die gegen den Staub unter den Knöcheln zusammengebunden waren. Die Füße, mit Lappen umwickelt, steckten in Holzschuhen. Das Gesicht war scharf, voller Rillen und Linien, rotbraun und wetterhart.

Na also, sagte sie heiser, wenn Sie das Brot so austreten können, haben Sie auch zu rauchen. Sie zielte scharf nach meiner Tasche.

Ich habe nur etwas losen Tabak, sagte ich. Sie zog eine kurze Pfeife aus der Hose und stopfte wortlos und ohne Umstände. Wie sie die Schaufel über die Schulter warf und mit breiten Schritten fortging, sah sie aus wie ein Mann. Nicht ein Hauch von Anmut war geblieben, nichts, was die Frau verriet. Nur die Finger, dachte ich, als sie die Pfeife stopfte. Hatte sie kein menschliches Wesen, das ihre Wärme brauchte? Hatte sie Brüste zum Säugen, einen Leib zum Gebären, einen Schoß, der Weichheit und Süße verschenkte? Hatte sie Tisch, Stuhl, Ofen und Kochtopf, ein Bett und vier Wände? Sie sah so furchtbar heimatlos aus, so geschändet vom Leben. Ich sah, wie sie an der Lore ihre Pfeife zu Ende rauchte, und wie die Alte arbeitete und keinen Anteil nahm daran.

Die Dritte dankte, ehe sie ging. Ich hatte beobachtet, wie sie das Brot in die Tasche schob.

Sie nimmt es den Kindern mit, sagten zwei Mädchen, die zurückgeblieben waren. Eine Mutter also. Sie trug ein graues Tuch um den Kopf, eine Bluse und Hose, ihr Gesicht war schmal, der Mund entschlossen und herbe.

Sie hat sich was am Unterleib geholt bei der Schippererei — alles um das bißchen Brot und Fett für die Kinder, sagte eine der beiden. Der Mann ist in Rußland.

Die taugen alle nicht mehr für die Ehe, sagte die andere. Ich mache das nicht mehr lange mit, fuhr die erste fort, man möchte abends seine Lungen umkehren und den Dreck rauschütten wie aus einem Staubsaugersack.

Sie hatte sich auf eine Ziegelschicht gesetzt. Den Rücken angelehnt, saß sie und sah in das aufgeklappte Haus gegenüber. Die Fassade war abgerissen, ein leeres und wüstes Puppenhaus stellte sich dar, nackt, schamlos, Farben und Tapetenfetzen an den Wänden, Heizröhren starrten, eine Badewanne hing an einem Eisenarm frei in der Luft.

Ich will nicht werden wie die da oder die andere, begann das Mädchen wieder. Sie zeigte auf die beiden an der Lore, die Alte und die Junge, die nach Tabak gefragt hatte.

Die mit der Pfeife ist viermal ausgebombt, sagte die andere, der Mann ist dabei verschüttet worden.

Sie sprachen immer abwechselnd, sie schienen befreundet zu sein und zusammenzuhalten. Das Kind ist ihr verbungert im Mai fünfundvierzig, ist an Darmkrämpfen gestorben. Sie hatte keine Milch in der Brust und zu kaufen gab es ja auch keine, sie hat dem Wurm Mehlsuppe und Brotkugeln geben müssen, das konnte es nicht aushalten. Jetzt wohnt sie mit fünf in einer Stube und führt das Regiment.

Das Mädchen saß noch immer auf den Ziegeln, den Rücken gegen die Steine gelehnt. Die müssen noch abgemörtelt werden, sagte sie jetzt. Ich wußte nicht was sie meinte, aber sie wies mit dem Kopf hinter sich. Ich fühle es mit den Wirbeln, fuhr sie fort, man kriegt einen sechsten Sinn dafür, wenn man von früh bis abend in Steinen arbeitet.

Wir gehen eigentlich ins Büro, fing die zweite an, aber da ist alles tot, unser Beruf hat keine Aussichten mehr, sagt man. Vielleicht anderswo in Deutschland, aber das weiß man nicht. Wir wollten nicht mehr stempeln und wir wollten auch eine bessere Karte haben.

Wir wollten aufbauen helfen, sagte das Mädchen, und klopfte den Staub vom Trainingsanzug. Sie lachte. Aber der

Schutt nimmt kein Ende, man kann wahninnig werden dabei. Diese ganze Ecke haben wir plan gemacht, sauber, die Keller ausgeschippt, Ziegel beklopft, Tausende von Ziegeln. Man kennt ihre Härte und ihren Unterschied im Gewicht schon am Farbton. Aber man kommt nicht zum Ziel. Man könnte in hundert Jahren noch schippen und klopfen — die Trümmer nehmen kein Ende.

Das beste ist, daß man nachts schläft wie ausgelöscht, sagte die andere, wie tot und erschlagen. Nur hat man abends keine Lust mehr, zu nichts, man verkommt dabei, man wird auch so gleichgültig.

Das Mädchen, das auf den Ziegeln saß, hatte den Kopf auf die Arme gelegt. Gut schlafen?, fing sie an. Man schläft, aber man hat quälende Träume, man hat so furchtbar quälende Träume, und immer die gleichen, die gleiche Qual bei verschiedenen Bildern. Immer ist eine Aufgabe zu bewältigen, irgend etwas Übermenschliches zu tun, und alles drückt sich in den Steinen aus, in Ziegeln und Schuttbergen. Sie werden böse und hinterhältig in der Nacht, rühren, verrücken sich, gehen aufeinander los. Nein, nicht aufeinander, auf mich, die ich zwischen ihnen stehe, rücken dicht und dichter, werden übergroß. Eine Zahl erscheint, riesenhaft in Ziegelsteinen ausgedrückt, immer in Steinen. Aber alles ist im Gefühl — ein Haus stürzt ein, man erwacht mit furchtbarem Herzklopfen.

Sie schwieg. Ihre Stirn war ganz entstellt vor Spannung. Die Arbeit ist Ihnen zu schwer, Ihr Körper ist nicht daran gewöhnt — die Alte dort, sagte ich, wird nicht von Ziegelbergen träumen, sie ist unermüdet, muß wohl früher schon mit Schaufel und Spaten umgegangen sein.

Die Alte? Die beiden sahen sich an. Das ist ja das Gegenständige, sagte die, die stand.

Die Alte, ja, die Alte, fuhr das Mädchen fort, und sah zur Lore hin, wo die hageren Arme sich auf und ab bewegten. Es ist entsetzlich, wissen Sie. Zuerst dachten wir, sie gäbe an und wollte uns Jungen was vormachen. Sie schuffet und schuffet und schont sich nicht. Kaum sehen wir sie essen. Sie ist dürr wie ein Ast.

Ja, was will sie, was sucht sie denn?, fragte ich. Den Tod, sagte das Mädchen.

## Die Frau in der Zeit Von Gertrud von le Fort

Das schicksalshafte Werk der großen priesterlichen Mahnerin ist seit dem Ende des Krieges über der Dunkelheit der Zeit fast wie eine Monstranz aufgestellt. Immer mehr Menschen, Frauen und Männer beider Konfessionen, schauen halternd zu ihr empor. Man kann an dieser Dichterin nicht vorbeigehen, wenn vom Schicksalhaften im Leben der Frau die Rede ist. So veröffentlichte wir mit Erlaubnis des Josef Ebel-Verlages, München, einen Abdruck aus ihrem Buch „Die ewige Frau“ und fügten diesem von den letzten religiösen Ausstattungen des Horrens getragenen Kapitel im Anzug eine Reihe von Gedanken des gleichen Abschlusses hinzu.

lauscht, da vernimmt man seine Stimme: die Frau erscheint, von Ausnahmen abgesehen, nur wie die zeitlose Fülle lebendigen Schweigens, welches seine Stimme begleitet oder trägt. Hier mündet das Problem in die allgemeine Problematik der Gegenwart ein: die Frage nach der Frau in der Zeit wird zur Frage nach der Frau in unserer Zeit.

Es ist bekannt, daß die Maßstäbe geschichtlicher Wertung in unseren Tagen eine Umstellung erfahren haben. Die Maßstäbe der letztvergangenen Epoche waren weithin von der Hochschätzung der Persönlichkeit her gebildet: die Allgemeinheit fand ihre Würde und ihren Wert dargestellt im großen Einzelnen. Demgegenüber drängt die Gegenwart ins Ueberpersönliche. Sie verneint nicht die Bedeutung des großen Einzelnen; aber sie findet in seiner Herausstellung nicht mehr einen letzten Sinn, sondern der Sinn auch des größten Einzelnen ist die Hingebung an die Gesamtheit; sein Wert wird gemessen an seiner Fruchtbarkeit für diese. Der neue Maßstab geschichtlicher Wertung heißt also nicht mehr Persönlichkeit, sondern Hingebung. Von dieser neuen Warte aus gesehen ist die Bedeutung der Geschlechter im geschichtlichen Leben, d. h. der Kräfte, die sie zutiefst tragen, neu zu untersuchen.

Wenn man die ursprünglichen Lebensgesetze befragt, so empfängt man durch die biologische Forschung die Bestätigung, daß die Frau die großen, geschichtlich wirksamen Begabungen zwar nicht selber darstellt und ausübt, daß sie aber doch deren verschwiegenere Trägerin ist. Will man die Herkunft großer Begabungen kennen lernen, so muß man von den Söhnen nicht zu den Vätern, sondern zu den Müttern hinabsteigen. Dafür bürgt eine große Anzahl genialer Männer und ihrer Mütter. Auf der anderen Seite haben bedeutende Männer oft unbedeutende Söhne — das besagt: der Mann gibt seine Kraft im eigenen Werke aus, die Frau gibt sie nicht aus, sondern weiter. Der Mann verbraucht und erschöpft sich im Werk, er schenkt sich in seiner Begabung hin; die Frau schenkt die Begabung selbst hin, nämlich in die kommende Generation. So erscheint die Begabung der Frau zwar dem Mann ebenbürtig, aber — und hier taucht das heute herrschende Grundmotiv auf — nicht für die Frau selbst, sondern für die Generation. Der Sinn ihrer Begabung ist nicht ihre Persönlichkeit, sondern sie weist über diese hinaus. Damit aber steht sie auf der Linie dessen, was dem eigentlichen Wertmaßstabe unserer Zeit entspricht.

Von hier aus gewinnt es dann eine symbolische Bedeutung, wenn die einzelne Frau durchschnittlich länger lebt als der einzelne Mann; der Mann vertritt die jeweilige geschichtliche Situation, die Frau vertritt die Generation. Der Mann bedeutet den Ewigkeitswert des Augenblicks, die Frau die Unendlichkeit des Ablaufs der Geschlechter. Wie die einzelne Frau durchschnittlich älter wird als der einzelne Mann, so wird auch die weibliche Linie der Geschlechter älter als die männliche: wenn wir von Familien, ja von Völkern sagen, daß sie ausgestorben sind, so meinen wir stets nur die männliche Linie; in der weiblichen bestehen sie oft noch lange fort, ja vielleicht erlösen sie überhaupt nicht. Hier begegnet uns das zweite Grundmotiv der Frau, das Motiv des Schleiens; selbst ihr ureigenstes Geschehen, die Weitergabe von Leben und Bluterbe, bleibt von ihr aus namenlos und verbüllt. Der große Strom aller Kräfte, die geschichtsbildend waren und werden, geht also durch die Frau, die keinen anderen Namen trägt als den Mutternamen — dieser Urursache wird unsere Zeit gerecht, wenn sie die Frau in erster Linie als Mutter würdigt.

Neben der Mutter steht aber auch die einsame Frau. — Es ist symbolhaft, daß die Mehrzahl der Frauen, die heute nicht Mutter werden können, zur Opfergeneration des Krieges gehört. Ihre Hoffnung auf Erfüllung in der Ehe und damit auch auf männlichen Schutz und Versorgung ruht in den Gräbern der Schlachtfelder. Der Krieg aber stellt nur stärker heraus, was überall und stets der Fall ist: von der Mutter her ist das Problem der Frau verhältnismäßig einfach zu lösen, denn die Natur hat es bereits gelöst — alle Fragen wirtschaftlicher Not stehen ja sowohl außerhalb des Naturhaften wie des Wesenhaften, um das es hier geht. Das innere Schwergewicht der Frage liegt also nicht bei der Mutter, sondern bei der unvermählten Frau.



FRIERENDES MÄDCHEN. ZEICHNUNG VON E. BARLACH

Wir veröffentlichten die Zeichnung des genialen Norddeutschen aus einem Ernst Barlach-Buch, das seinerzeit die Gestapo beschlagnahmte und zerstörte. Das Buch, das E. B. Barlach und Zeichner, in der Nazizeit völlig verkannt und schwer bedrängt, gehört mit seiner übersinnlichen Kunst, seinen Holzschnitten, seinen graphischen Folgen, seinen dramatischen Dichtungen zu den großen Künstlern der deutschen Seele. So wird seinem zahlreichen Freunden in aller Welt die Nachricht willkommen sein, daß der Verlag B. Piper & Co., München, eine Neuauflage des Buches vorbereitet, die noch in diesem Jahr erscheinen wird. Im gleichen Verlag des Dichters: Ernst Barlach: „Aus seltsamem Frieden“.

# Die Levkoje Von Lotte Betke

Die Jungfrau hat in andern Zeiten eine entscheidende Würdigung erfahren. Nicht nur das Christentum bejaht sie — manche Werte, die dieses herausstellt, fanden ihr schwingendes Präjudizum bereits im Vorchristlichen, Bergname und Sternbild verkünden die Jungfrau. Die hohe Verehrung, welche die Frau in der germanischen Vorzeit genoss, war gebunden an die Hochschätzung der Jungfräulichkeit; wie die Priesterin der Vesta war auch die germanische Seherin Jungfrau. Die deutsche Sage und das deutsche Märchen, weithin noch von heidnischen Quellen gespeist, zeigen uns immer wieder die Bedeutung der reinen Jungfrau. Sie besitzt in der deutschen Sage erlösende Kraft — noch bis ins hohe Mittelalter durfte die unbescholtenen Jungfrau den zum Tode Verurteilten loslösen. Wo immer ein Fluch unabwendbar, ein Zauber unlösbar ist, da kann ihn nur die reine Jungfrau bannen. In dem Glauben an die Erlösungskraft der Jungfrau bereitet sich die heidnische Vorzeit unseres Volkes auf den christlichen Marienglauben vor.

Mit dem Dogma der ewigen Jungfräulichkeit der Gottesmutter drückt die Kirche nicht nur die unverletzliche Reinheit Mariens aus, sondern sie stellt auch für alle Zeiten neben die mütterliche Würde die jungfräuliche Würde. Der vom Dogma herausgearbeitete Gedanke der Jungfräulichkeit geht in die christliche Ara der großen abendlichen Kunst ein, erleuchtet aber zugleich die vor- und nachchristlichen Epochen; wo immer die Kunst als wirklich ganz große Kunst die Jungfrau darstellte, da verkündete sie nicht einen zeitlich gebundenen Zustand, wie mädchenhafte Erwartung oder zerstreute Hoffnung, sondern sie verkündete ein Mysterium. In den herrlichen Skulpturen der Antike wie in der Hochkultur der christlichen Plastik und Malerei erscheint die Jungfräulichkeit in ihrem eigensten Ausdruck, als absolute Jungfräulichkeit. Nicht die äußere Lieblichkeit und Unberührtheit der Erscheinung, sondern der innere Charakter ist ihr Geheimnis.

Das tritt womöglich noch stärker in der überzeitlichen Dichtung zutage. Antigone und Beatrice, Iphigene und die Prinzessin in Tasso sind jungfräuliche Gestalten und nur als solche zu verstehen. Schiller konnte in der Darstellung Johannas die Heilige verdeutlichen, der Gedanke der Jungfräulichkeit erwies sich ihm als unzerbrechbar — die Kraft der Gestalt war an ihn gebunden. Hier trifft die Linie der Jungfrau mit der des Mannes zusammen. Auch er wertet die Unberührtheit als Förderung und Steigerung zur Höchstleistung; dies ist der Sinn des bekannten Wortes, daß Priester, Soldaten und Politiker, alle alle, welche ihr Leben rectos einsetzen müssen, unvermählt bleiben sollen.

Die Unberührtheit, die, wenn sie Reinheit ist, auch immer tiefe Schmerzlichkeit einschließt, bedeutet das Opfer für die Einsicht in den unendlichen Wert der Person. Von hier aus wird klar, weshalb die Liturgie die Jungfrau stets neben den Märtyrer stellt.

Wie die geniale Schöpfung nicht nur den Schöpfenden gebührt, so gehört auch die Vollkommenheit und die Liebste nicht nur den Vollkommenen und den Liebenden, sondern sie gehört allen... Für die Frau, welche ihre Jungfräulichkeit nicht als Wert auf Gott bezogen erkennt, bedeutet Ehe- und Kinderlosigkeit eine tiefe Tragik. Die Frau ist zeitlich und körperlich immer als der Mann auf jene beiden hingewandt; ihr Mangel kann sie zum Eindruck völliger Sinnlosigkeit des eigenen Daseins führen.

Unsere Zeit hat die Bedeutung der Persönlichkeit als Einzelwert mit Recht überwunden, aber deshalb darf der Wert der Person noch keineswegs in Frage gestellt sein. Persönlichkeit ist ein zeitlicher, Person ist ein ewiger Wert... Jede Aufzuparung der Kraft an einer Stelle bedeutet die Möglichkeit ihres verstärkten Einsatzes an anderer. Jungfräulichkeit ist in solcher Auffassung also nicht Ausschaltung, sondern Umschaltung der Leistungsfähigkeit. Das heißt in bezug auf die Frau: Ihre Liebesfähigkeit, die in einer eigenen Familie keine Möglichkeit des Austrahls findet, überträgt sich auf die große Familie der Gesamtheit.

Jungfräulichkeit bedeutet im besonderen Maße Befähigung und Befreiung zur Aktion. Von hier aus wird es klar, warum die dramatische Dichtung, also die ganz auf Handlung gebaute, die jungfräuliche Gestalt der Frau gegenüber der Gattin und Mutter entschieden bevorzugt. Nicht nur eine Antikone, sondern auch eine Roswitha von Gandersheim und eine Annette von Droste-Hülshoff sind wesentlich Jungfrauen.

Die Frau springt immer dann ein, wenn es notwendig ist. Wenn die männliche Nachfolge versagt, vertritt die Tochter die Erbfolge. „Die Frau springt ein“ bedeutet also: Die Frau zeigt an, daß irgend eine Überbeanspruchung des Mannes oder eine Lücke in seinen Reihen besteht — eine Wahrheit, die in der Heimatfront der Frauen im Kriege ihre unvergleichliche Bestätigung fand. Hier wird einem Augenblick lang über der Frau in der Zeit das Anlitz der Ewigkeit sichtbar. Die Frau „springt ein“, das besagt: Ihre Aktivität ist in strengem Sinne gar nicht Aktivität von sich aus, sondern Hinzugebung. Diese Aktivität tritt von selbst wieder zurück, wenn keine besondere Notlage mehr besteht. In diesem Verhältnis liegt der tief verzeichnete Ruhmestitel der weiblichen Leistung.

Es ist nicht zufällig, wenn die eigentliche weibliche Genialität immer nur in der folgenden Sphäre erscheint, der Größe einer Hildegard von Bingen, einer Johanna von Orleans, einer Catharina von Siena ist in der profanen Welt keine Frau an die Seite zu stellen.

Wie die Jungfrau den letzten, von jeder Leistung unabhängigen Wert der Person darstellt, so stellt die Frau den letzten, von Erfolg, Anerkennung und Gelingen unabhängigen Wert nicht nur jeder Begabung, sondern auch jeder Leistung dar — sie stellt die höchste Resultat auch dem Unbekannten, erkennbar Wirkungslosen und Verborgenen in Gott dar. Damit aber verbirgt sie, ähnlich wie die einsamen Gräber eines verlorenen Krieges, den letzten Sinn der Geschichte überhaupt — sie verbirgt, bis die sichtbare Welt hinaus, die unsichtbare.

Lesen Morgen war es Tine gelungen, was sie sich schon so oft vorgenommen hatte: Ihre ewige Müdigkeit zu überwinden und eine Stunde früher aufzustehen als gewöhnlich. Der kleine Wecker zeigte ein Viertel nach Fünf, das grüne Geranke draußen vor dem Fenster wippte leise im ersten zagen Morgenlicht. Tine nahm den Wecker und wand sich an den Betten der Kinder entlang, es war ein bißchen eng in der Notwohnung, Sonst konnte sie hier ja nie vorbei, ohne einen Blick auf die zufriedenen Schlafbacken der beiden Lätten zu werfen, aber heute wagte sie es nicht, aus Angst, sie könnten davon aufwachen. Die Krabben waren so heißföhlig und diese frühe Stunde mußte einfach mal ihr allein gehören. Als sie an Hannes' Pritsche vorbeischiebte, brauchte sie nicht so vorsichtig zu sein, der hatte einen tiefen Schlaf, den konnte sie ruhig angucken. Eigentlich lag er nicht viel anders da als die Kinder, nur daß seine Backen nicht so rund waren. Großer Junge, dachte Tine, und dann hatte sie schon die Türklänge in der Hand und wachte sachte ins „Atelier“. Das „Atelier“ war früher einmal eine Art Garage gewesen, hatte dann als Ziegenstall gedient und nun, seit die kleine Familie hier ihre Notwohnung aufgeschlagen hatte, war es von Tine zum Atelier erhoben worden. Eigentlich war es ein Raum für alles, hier stand auf einem Bord an der Wand die Schüssel mit saurer Milch, dort hing die Rucksacke am Nagel und querüber, dergestalt, daß sie einem immer noch mit einem Zipfel in die Augen hing, wimpelten an einer Leine die Windeln der kleinen Christina. Aber wegen des übergroßen Fensters, das so herrlich viel Licht hereinließ, konnte es gut als Atelier gelten, fand Tine. Na ja, und dann stand hier ja auch wirklich ein Zeichentisch, den Tine aus ihrer Stadtwohnung gestreift hatte. Mit diesem Tisch war das allerdings eine eigene Sache. Er stelte auf heißen, fremden Bönen zwischen allerlei nützlichen Gerümpel, wie dem ungeschlachten Hausblock, einigen verbeulten Beerenreimern, dem Melkschemel und der verrosteten Gartenschacke, und wenn Tine im Laufe ihres geschäftigen Tages hier herinstürzte, um etwa Peters lehmverkrustete Stiefel abzukratzen oder eine Windel von der Leine zu pflücken, dann stachen ihr diese hellen Tischbeine so recht in die Augen und inwendig in ihr sagte es: Ach ja, da steht ja auch noch der Zeichentisch. So ganz nebehin wurde das gesagt, aber vielleicht ist es gerade deshalb auf die Dauer so unerträglich weh. Jedenfalls hatte Tine gestern abend beschlossen, diesem ein Ende zu machen. Da standen sie einander nun im Morgenlicht gegenüber, sie und der Tisch, und die Zeichentafel mitten darauf leuchtete blau. Leicht machte der Tisch es ihr nicht. Er verhielt sich abwartend, ja, fast ablehnend und Tine hatte das Gefühl, sie müsse es sachte angehen lassen. Deshalb strich sie vorerst einmal, sich recht unbetanget dabei gebend, um ihn herum, machte dann einen Abstecher zur Tür, die ins Gärtchen führte, stieß sie auf, wie um einen Schluck taugkühle Luft zu nehmen, nahm dann wirklich einen, verlor sich im Anblick der frischen Baumkronen, bis es ihr mit Schrecken einfiel, daß es ja so etwas wie Zeit gäbe, und sie nicht allzuviel davon hätte. Darauf stürzte sie sich plötzlich, alle Hemmnisse zwischen sich und dem Tisch vergessend, über die blaue Mappe und schlug sie, während sie schnell mit der rechten Fußspitze den Melkschemel unter sich zog, auf. Mit einem tiefen Atemzug sog sie sich an der nun aufgedeckten Zeichentafel fest. Sie stellte einen wilden Tuft von Ästern dar und Tine mußte ordentlich schnaufen, als sie ihn sah, also war er wohl irgendwie gelungen. Bloß daß da eine Levkoje war im Herzen des Blumenstels, die nicht im Farbenklang mitrauschen wollte. Ihretwegen hatte Tine schon letztemal, verdrücklich über ihr Unvermögen, die Arbeit von sich geschoben. Jetzt aber, jetzt hatte sie plötzlich das Gefühl, daß sie der Levkoje hinter die Schliche kommen würde, oh, dieses merkwürdige blaue Licht über dem Rot, nur Geduld, nur Geduld, ich werde dir, schon dahinter kommen, ich werde mich schon an dich heranmachen, du Spröde, nahe, näher, so, bei zugestrichenen Augen und zuckenden Händen. Und schon spielt Tines Hand, ungeduldig auf Zuspätkommen, über den Tisch, jetzt hat sie die Levkoje wirklich inne, da — kräftig nebenan die kleine Christina — und die Levkoje ist wieder in alle Fernen. Tine blüht verstört auf. Aber diesmal muß ich sie doch festhalten, denkt sie, ich muß, und darzwischen starrt sie durch auf den Wecker. Ich bin doch höchstens erst 'ne Viertelstunde auf, höchstens 'ne Viertelstunde. Nein, der Wecker zeigt stramm ein halb Leben. „Und dabei hab ich den Pinsel noch nicht mal angefaßt!“ Sie merkt nicht, daß sie es wild und laut herausstößt. Alles verschwimmt ihr vor den Augen, am liebsten möchte sie jetzt die Gartenbank nehmen, den Tisch zerhacken, die zerbeulten Beerenreimer darzwischen streuen und über alles, alles die saure Milch ausgießen! Als aber gleich darauf Klein-Christina in die Tür wackelt und Peter im Bett auf und abhüpft, daß es nur so quatscht und Hannes mit übergurgeltem Stimmens sein morgendliches Kaffeelied brummt, greift Tine nach Christina und küßt ihr ihre ganze Wut auf die schlafrote Backe. Auf die Frage, was sie eigentlich da nebenan gerufen habe, bekommt Hannes keine Antwort und der Tag nimmt seinen Lauf. Und Tine kochte Morgensuppe, kochte Peter die krummen und Christina die geraden Haare, blies Hannes fürchterliche Tabaknebelung von fünf verschiedenen Stellen weg, schnitt Brot, teilte aus, zog Peter 'nen Splitter aus der Fußsohle, kochte im Topf auf lebenden verschiedene Arten die 3 Pfund Kartoffeln, die noch da waren, gab Peter 'nen Klaps, weil er die frischgewaschene Hose wieder frisch mit Harz vollgeschmiert hatte, aber als sie Christina eben zum dritten Male auf den Kopf gesetzt hatte und Hannes etwas vorwurfsvoll sagte: Es müßte wohl auch mal 'n Hemd für mich gebügelt werden, es ist überhaupt kein Hemd mehr da, heute sie einfach los. Die übrige Familie sammelte sich sofort zu einem kleinen angestrichen Haufen zusammen und blühte zusammenlos auf sie hin und Tine, verzweifelt schluchzend, blühte ebenso zurück. Dann hatten sie sich alle miteinander sehr lieb, aber in Tina brannte die lila Levkoje weiter so wild wie nur je. Sie brannte, während sie im Gärtchen Unkraut jätele und während sie mit Peter in den Wald ging und Brombeeren suchte, und hätte ihr nicht die Briefträgerin, nachdem sie wieder in den Flecken zurückgekehrt war, einen Brief gebracht, der ihr für heute den Besuch einer lange entbehrten Freundin ankündigte, wer weiß, was noch geschah wäre. So weit gedachte Tine sich einmal ordentlich auszuschnitten: Nie eine Stunde Zeit für sich selbst, Anne, und wie sie sich aufraffen, Hannes und die Kinder, wie diese ganze zerlöchernde Zeit mich auffrisst.

Anne kam mit dem Omnibus, Hannes und Tine holten sie ab. Tine fand, daß Anne wunderbar aussähe, merkwürdig stille Augen, nur Hannes meinte, sie wäre reichlich bißlich um die Nase herum. Anne lachte, drückte beiden die Hand und schaute sich um; an der hohen Tannenwand hinter den letzten Hängern des Dorfes blieb ihr Blick hängen. „Wie schön es ihr hier habt“, sagte sie. „Nicht wahr?“ erwiderte Hannes. Tine wollte schon ein bißchen loslegen und entgegnete, daß man vor lauter Krimschram die Schönheit nicht mehr sähe, und daß ihr die Tannenbaumspitzen schon ganz abgenutzt vorkämen, vor Annes Gesicht jedoch verstummte sie.

Als sie alle miteinander gegessen hatten, es war Tine gelungen, die 3 Pfund Kartoffeln auf irgendeine Weise großartig zu verlängern, nahm Hannes seine Flöte und ging ins Atelier oben. „Nächste Woche fängt er im Orchester in der Stadt wieder an“, erzählte Tine. „Es wird auch höchste Zeit, wir pfeifen aus dem letzten Loch.“

Die beiden Frauen hockten im Gärtchen und rupften ein paar gelbe Rüben aus der Erde für Anne zum Mitnehmen. „Er läuft ja wieder gut.“ meinte Anne Tine. „Findst du? Das Bein schleppst er doch noch ziemlich nach.“ Anne antwortete nicht und Tine sah, daß sie ihr Gesicht tief über das Rückenkratz gebeugt hielt. Sie hätte nun so gern auch nach Annes Mann gefragt, aber da diese bisher so beharrlich über ihn geschwiegen hatte, traute sie sich nicht. So war sie auch still und wandte sich wieder der Zupferei zu. Als sie jedoch nach einer Weile verstanden hülberstuchte strachtrach sie. Sie hatte das Gefühl, ein Heimliches zu beobachten, sie wurde rot über und über, dennoch vermochte sie nicht, den Blick abzuwenden. Anne sah unbeweglich, die rechte Hand hing tief auf die Erde, die andere, noch mit

Kerkrumen daran, lag ihr im Schoß und ihr Blick hing selbstvergessen an irgend- etwas. Als Tine der Richtung dieses Blickes folgte, sah sie die kleine Christina, die auf dem Sandhaufen saß und sich das flüchtige Haar innig mit schmutziggelbem Sand beträufelte. Und plötzlich wußte Tine, daß Annes Mann gefallen war.

Es gab noch einen schönen Nachmittag. Man sprach von Freunden und Bekannten aus der Stadt, Anne wußte viel zu erzählen, nur von sich selbst sprach sie nicht. Einmal ging es Tine flüchtig durch den Sinn, daß sie ja irgendwas hätte aussprechen wollen heute, aber es war ihr jetzt alles wie zerronnen. Viel zu schnell nahte die Abschiedsstunde, aber man hatte sich wiedergefunden, die zerrissenen Fäden waren neu geknüpft, vielleicht, mit dem kräftigen Knoten darin, würden sie sogar besser halten als zuvor. Sie brachten Anne zur Haltestelle. Als sie schon halb im Omnibus war, heugte sie sich noch einmal heraus und sagte leise zu Tine: „Ich schreibe dir bald mal.“ Und drückte ihr die Hand. Tine verstand es, nickte beifügig mit dem Kopf und wieder lief es ihr rot dem Hals heraus. Dann fuhr der Omnibus ab.

Hannes und Tine gingen nach Hause und der Abend ging mit ihnen. „Tut einem ganz gut, mal so 'n Nachmittag“, meinte Hannes. „Ja“, antwortete Tine. Auf einmal sah sie wieder wie früher die reine Linie der Tannenwand vor dem hellen Abendhimmel, und sie hörte wieder die Musik der abendlichen Geräusche im Dorf.

„Wie ein Mensch, einem alles wieder neu mathen kann.“ Tine sagte es plötzlich. „Im.“ brummte Hannes hinter seiner Flöte. „Später kam der Mond rot herauf und sie saßen noch lange vor der Ateliertür. Und Hannes hatte seine Knäseligkeit soweit abgeworfen, daß er aufgesprungen war und heftig vor Tine im Mondscheln auf und ab humpelnd von seinen Pfämen sprach. Daß sie schon wieder mitten im kräftigsten Strudel blühden. Und Tine hörte ja, daß sie schon wieder mitten im kräftigsten Strudel blühden. Und Tine hörte hellhörig, wie das Lebendige aus ihm brach und es steckte sie an, daß ihre Backen sich langsam anboten. „Jetzt bin ich wach“, dachte sie, „überwach, aber im Mondscheln kann ich keine Levkojen malen.“ Schließlich wurden sie doch müde und gingen zu Bett. Tine mußte an Anne denken und sie nahm, ehe sie einschiel, wie ihre Kinder den Bettstapel zwischen beide Hände und betete: „Sieh mirs lieber Gott nicht an.“ Dann, während schon langsam und wunderbar das Traumschiff herantollte, murmelte sie noch: Und irgendwie werde ich ja auch wieder zum Malen kommen, irgendwie. — (Nachdruck verboten)

# Holzhackergedanken Von Annaliese Schmidt

Sinnlos ist es, im Pessimismus der Gegenwart zu wühlen. Sinnlos in Optimismus zu schwelgen, der meist nichts ist als Ausdruck von Ignoranz. Nötig für jeden einzelnen von uns ist es, sich die Wirklichkeit, seine persönliche Situation klar zu machen, denn wir haben fast alle den „existenziellen Punkt“, ganz wörtlich genommen, erreicht. Wir stehen der unausweichlich harten Realität gegenüber und haben nicht mehr wie früher Gelegenheit, dem Leben, der Not des täglichen Brotes auszuweichen. Das hat sein sehr Gutes. Es kann zum Gewinn werden.

Als Beweis für diese Behauptung sei es erlaubt, ganz persönlich gewonnene Erkenntnisse zu erzählen. Nur so werden meine Worte fern von bedrohlicher Belehrung bleiben und sachlich sein.

Nach dem Zusammenbruch fand ich heraus, daß als Schriftsteller mit eigenwilligem Kopf Brot zu verdienen jetzt nicht leichter sei als vorher. Ich fand, daß mir die gewöhnliche Schriftstellerei keinen Spaß machte. Und da ich der Ansicht bin, daß, wenn ich schon arbeite, mir die Arbeit Freude machen muß, klappte ich mein Tintenfaß zu und ließ, was ich dennoch geschrieben hatte, von meiner Schreibschublade nicht hinaus. Damit aber verdient ich kein Geld. Wovon leben? Was tun?

Gewiß hätte ich durch Büro- oder Dolmetschertätigkeit mich über Wasser halten können. Aber ich sagte ja schon, daß ich einen eigenwilligen Kopf habe, der sich spröde gegen das Einfühlen in fremde, gar in Verwaltungs- oder Geschäftsgedanken, spröde gegen vermittelnde Tätigkeiten verhält.

Dagegen habe ich Zeit meines Lebens Bewegung jeder Art geliebt und verschiedenen Sport hat mich stark und ausdauernd gemacht. Ich beschloß, aus dieser Begabung und Fähigkeit zur körperlichen Arbeit ein Instrument harter Daseinsbehauptung zu machen. Ich begann, für Geld Holz zu hacken.

Zwei unrichtige Auffassungen dieser Arbeit hatte ich zuerst dabei zu überwinden.

Wohlwollende rieten mir: „Fassen Sie es als Sport auf, dann geht es.“ Anfangs teilte ich diese Ansicht. Bald aber erkannte ich, daß sie nicht richtig sei, denn sie entspricht nicht der Wahrheit. Und nur durch ein rückhaltlos offenes Verhältnis zur Wahrheit meiner Arbeit konnte ich mir selbst Genüge tun auch bei dieser einfachsten Tätigkeit, in deren möglichst gute, reelle Ausführung ich nun aber meine Ehre einzusetzen mich gedrungen fühlte, um mich mit offenem Blick und heiter anboten zu können. Und es gelang mir! Täglich hackte ich nun schon im zweiten Jahr Holz und habe die Genugtuung, daß Menschen, die anfangs spöttisch oder ungläubig über mich lächelten — nie aber taen das einfache Menschen — meine Arbeit und mein darin bezogenes Arbeitsvermögen ernst nahmen, damit rechnen und mich weder durch Mißleid noch durch übertriebenen Anerkennung demütigten.

Als zweites hatte ich die Wirkung eines Satzes auf mich zu überwinden, den ich in einer gelegig höchst sublimierten Zeitung gelesen hatte, der mir im Gedächtnis stecken geblieben war, und der sich störend meiner anfangs undurchdachten Haltung zum Holzhacken entgegenstellte. Der Satz lautete: „Kleinbürgerliche Bescheldung ist es, daß es nicht auf das, was man tut, ankommt, sondern darauf, daß man es gut tut.“ Diesen Satz erkannte ich, holzhackend, als den Snobismus unseres vergangenen und heutigen Intelligenzmenschen. Reelle Gedanken, die halten sollen, müssen erlebte Gedanken, nicht papierne Caféhaus-einfälle sein. Ich wünschte, diese Intellektuellen würden eine Zeit lang Holz hacken. Es gingen ihnen — vielleicht — einige Lichter auf über die verschiedenen Techniken dabei, über die verschiedenen Hütarien; über die Notwendigkeit richtigen Handwerkszeuges; über die vielen Möglichkeiten des Verkehrs zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Gingen ihnen Lichter über dieses alles auf, würden sie zur Selbsterfahrung kommen. Sie würden sehen, daß die Wahrheit in allen Einzelheiten der Welt leuchtet, daß auch in der beschiedenen Arbeit, erfahren wir sie mit wachen und beschiedenen Geist und Herzen, die Möglichkeit steckt, uns selbst zu finden, die eigene Wirklichkeit für uns selbst, das, was kein anderer Mensch jemals wissen kann. Die anderen sehen nicht die rationale, hervorbringende Kraft, die auch zum Holzhacken nötig ist. Sie sehen nur die Leistung, die rationale, zu der Oberfläche liegende, ohne weiteres sichtbare Gestalt der Arbeit. Ich lernte, der Wahrheit, der Wirklichkeit des Holzhackens mit meiner eigenen inneren Wahrheit zu begegnen, mit meiner angeborenen eigenen Stärke. Bis dahin hatte ich gar nicht gewußt, was für ein lächterer Kerl ich sei. Das frohlockende Bewußtsein der Kraft, des Feuers im Herzen, das ich vom Schreihen her kannte, war auch hier, auch hier war der feste Glaube an das Unzerlöcherbare unseres Wesens — nicht kampflos errungen, o nein! denn ich hatte anfangs manche schwächliche Mißstimmung, manche verletzete Eitelkeitsgang zu überwinden. Summa summarum: Ich hatte mich selbst erfahren, indem ich die Holzhackerei erlernte.

Und so bin ich durch das Holzhacken zu der Überzeugung gekommen: Jede Arbeit, ehrlich und wahrhaftig erfahren und bewußt gemacht, gibt uns die Kraft, uns immer wieder zum Gefühl eigenen Wertes durchzurufen, gibt uns die „Vertiefung“, die den Nullismus überwindet. Entwickeln wir ehrlich und geduldig diese positive, in die Zukunft gerichtete Kraft, so werden wir Deutschland wieder aufbauen. (Nachdruck verboten)



MÜTTER, ZEICHNUNG VON KÄTHE KOLLWITZ

Wie Ernst Barlach Kunst ist die der Käthe Kollwitz in ähnlichen Bereichen des deutschen Landvolks verankert, wenn auch der Köpfbereich das eigentliche große Gebiet ihrer Arbeit ist. In Berlin in den Armenvierteln der Ghettozeit aufgewachsen, ist Graphische Arbeiten die einst zehnjährige Volkstanz sind nach dem Ende des Krieges in fast allen Zeichnungen und Zeichnungen erschienen. Wie gewöhnlichen aus einer der blauen Kollwitz in Karlsruhe in den letzten Wochen zusammengegangene Sendung wackelt, unglücklicher Druck des abigen selbst hat Käthe Kollwitz, die zum Sohn in Plauen verlor, von sie ein sovielmaliges Günstig wußte, ist 1945 in den Wirren des veränderten Krieges gestorben. Der französische Dichter Romain Rolland schrie: seine Zeit folgend schon Satz über sie: „Das Werk von Käthe Kollwitz ist wohl die größte Dichtung des Deutschland dieses Tans, das die Opfer und das Leid der Bevölkerung sagt. Einmalig war es, dass Frau mit ihrem schmerzlichen Herzen bei sie in ihre Augen, in ihre mühseligen Arme genommen, mit einem tiefen und zarten Mitleid, sie ist die Stimme des Schwelgens der geprüften Völker.“